

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 61.

Donnerstag, den 11. Dezember.

1924.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Amerik. Copyright 1922 by Lit. Bur. M. Vinde, Dresden 21.

I.

Frau Marie Settegast „machte wieder einmal ihr Testament“. So nannte ihre Familie es, wenn sie eine Einladung angenommen hatte, ihr Haus verlassen mußte und nun genaue Anordnungen traf, was alles zu geschehen und zu unterbleiben hatte, während sie abwesend war. Ihr Gatte stand, wie immer bei solchen Gelegenheiten, so auch diesmal mit ironischem Schmunzeln dabei; die beiden Töchter, Lisbeth und Frida, dreizehn- und elfjährig, nahmen ein bißchen ungeduldig die schon hundertmal gehörten Verhaltensmaßregeln entgegen — das verständige, länger als acht Jahre im Hause bedienstete Mädchen Berta hörte mit gestitteter Miene zu.

„Also, Berta, nicht wahr, Sie rühren sich nicht aus dem Hause und passen hübsch auf, daß die Kinder nicht in den zugigen, kalten Korridor gehen und da herumhören, ob unten wieder Lärm und Streit ist. Das ist gar nichts für euch — versteht ihr mich, Lisbeth und Frida? Ruhig in eurem Zimmer bleiben und da lesen und spielen — ich habe euch schöne Schokolade hingelegt! Gott, daß bei den Leuten unten auch jovie! Zank und Unfrieden herrscht! Seit der Schuhmacher sich das Trinken angewöhnt hat, ist der früher so vernünftige Mensch nicht wiederzuerkennen. Und Punkt halb zehn Uhr geht ihr zu Bett, Kinder — Punkt halb zehn! Und nicht vergessen, das elektrische Licht auszuknippen. Morgen zieht ihr die guten blauen Kleider an — es ist ja Sonntag!“

„Ja, ja, Mutterchen, wir wissen schon!“

„Gnädige Frau können sich fest darauf verlassen, es geschieht nichts Unrechtes!“

„Marielchen, die Uhr ist halb acht vorüber — zu einem offiziellen Abendessen muß man pünktlich sein!“

„Noch einen Kuß, meine Goldfinder! Lisbeth, muß deine Haarschleife so schief sitzen? Es sieht nicht mal hübsch aus! Friedelchen, der linke Schürzenknopf ist lose, näh' ihn dir an! Tu' es nur selbst, du kannst es ja! Und nicht zu lange nach dem Abendbrot lesen, die Bücher laufen euch nicht weg! Ich komme, lieber Ernst!“

Fort war das Ehepaar. Die Kinder sahen einander an und lachten.

„Mutterchen ist zu drollig!“ sagte Lisbeth.

„Mutterchen ist langweilig“, meinte Frida kurz angebunden. „Darin bloß!“ sehte sie begütigend hinzu.

Berta räumte in paar Sachen fort und verließ das Zimmer. Gleich darauf schrillte die Hausglocke — man hörte eine klägliche, jammernde Stimme. Ehe noch die Kinder hinausgehen konnten, tat sich die Türe auf und Berta erschien, bleich, fassungslos, nach Atem ringend.

„Die kleine Grete ist da, bei deren Eltern meine Mutter wohnt — ihr wißt ja, die kleine Grete! Und die sagt, meine Mutter ist so furchtbar krank, hat keine Besinnung . . . und die Frau kann sie nicht allein lassen — der Mann ist verreckt — und ich soll gleich kommen, aber — wer weiß, ob ich meine Mutter noch am Leben finde! Und den Arzt soll ich mitbringen — ach Gott, ach Gott, mein liebes, altes Mutterchen! Und nun kann ich doch hier nicht fort — kann euch nicht allein lassen!“

„Ach, Unsinn!“ Lisbeth, sehr resolut und energisch, war sofort Herrin der Situation. „Natürlich gehst du

— und zwar sofort! Was kann uns denn passieren? Mutti würde dir selbst zureden, die hat ja deine alte Mutter so gern — wir haben sie alle so gern! Du nimmst den Haus Schlüssel und bleibst ruhig die Nacht über dort. Um zehn Uhr wird hier das Haus zugeschlossen, und wir gehen schlafen und uns tut kein Mensch was!“

„Ach ja, Lisbethchen, liebes, gutes!“ Berta hauchte nach des Kindes Hand und küßte sie. „Du bist immer gleich so klug und weißt immer gleich alles! Sowie ich kann, komm' ich zurück! Und ihr werdet schön vernünftig sein — nicht wahr? Und nicht auf den Flur hinausgehen! Abendbrot steht alles bereit, Betten sind abgedeckt — ach Gott, mir brennt der Boden unter den Füßen . . . mein armes, altes Mutterchen!“

„Du gehst jetzt, Berta!“ Lisbeth drängte das Mädchen zur Tür. „Nimm Geld mit für alle Fälle und den Haus Schlüssel und bleib, solange du willst, uns wird nichts passieren. Aber ein Tuch nimmst du dir um, es ist kalt!“

„Wie du an alles denkst, Lisbethchen! Ja, ja — ach Gott, nun geh' ich auch wirklich! Und, Kindchen, seid doch man verständig!“

„Ja, natürlich! Und vergiß nicht, zum Arzt zu gehen. Du klingelst bei Onkel Martins an, vielleicht kann er gleich mit dir kommen!“

Die Kinder begleiteten Berta noch bis ins Vorzimmer, wo die kleine weinende Grete stand, die eingemummt, trotzdem man schon im Monat März war. Es war aber von Frühlingslüften noch nichts zu spüren.

Laut schallend fiel die Korridortür ins Schloß. Die Kinder sahen einander in die Augen.

„Essen wir jetzt erst Abendbrot“, begann Lisbeth, „oder . . .“

Frida verstand sie sofort. Daß sie hinaus auf den Korridor wollten, war abgemachte Sache.

„Wir sollten zwar nicht“, meinte Frida zögernd.

„Ich habe nichts versprochen“, fiel ihr Lisbeth in die Rede. „Wenn man was verspricht, muß man es halten, und lügen ist gemein. Aber ich hab' nicht gelogen und nichts versprochen — ich bin still gewesen — zu Mutti, auch zu Berta! Nun komm' bloß — essen können wir auch nachher!“

Dies Hinauslaufen auf den Korridor war den Kindern das Interessanteste, was es für sie gab. Es wohnte dort im Erdgeschoß, in der Kellerwohnung, seit etwa zwei Jahren ein Schuhmacher mit seiner Familie. Diese bestand aus der recht hübschen, wenngleich frühzeitig verblühten Frau und vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Knaben. Die drei jüngeren Kinder waren ganz hübsche, blonde Kinder — das älteste Mädchen fiel gänzlich aus dem Rahmen. Groß, schlank, dunkelhaarig, mit schmalen Händen und Füßen, zarten feinen Zügen und prachtvollen Augen, versprach sie eine Schönheit zu werden, war es eigentlich jetzt schon und zog die Blicke vieler auf sich. Die Mutter hatte sie mit in die Ehe gebracht. Lydia zählte bereits dreizehn Jahre, sie besuchte eine höhere Töchterschule, während die drei anderen, beträchtlich jüngeren Geschwister in die Volksschule gingen. Der Schuhmacher, ein sehr geschickter und fleißiger Mann,

galt bei seinem Einzug in das Haus für äußerst solide — seit einiger Zeit jedoch war er in schlechte Gesellschaft geraten, hatte sich das Trinken angewöhnt und führte abends oft heftige Szenen herbei. Laute Reden und Gegenreden, erschallten, das Poltern von umgeworfenen Stühlen, das Klirren zerbrochener Geräte, Weinen und Schreien der Kinder, zuweilen auch dumpe Schläge und Hilferufe. Die Nachbarschaft hatte sich ins Mittel gesetzt, der Hauswirt hatte dem Schuhmacher gekündigt, da er in seinem feinen Hause solche Einwohner brauchen könne — einstweilen aber waren die Leute noch da, und die lärmenden Auftritte wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenräumen. Die Veranlassung dazu bot, soviel war längst durchgesehen, die Anwesenheit der ältesten Tochter Lydia, die dem Schuhmacher Ewert ein Dorn im Auge sein mußte. Er hatte sie mit den schlimmsten Namen belegt, hatte gedroht, sie niederzuschießen, da sie allein an seinem ganzen Elend schuld sei — und so war es schon mehrfach vorgekommen, daß das bedrohte Kind sich irgendwo in der Nachbarschaft versteckt gehalten hatte, um den Nachstellungen des wütenden Mannes zu entgehen.

Alle diese Vorgänge nun waren naturgemäß den beiden Settegast'schen Kindern von höchstem Interesse, was durch das strenge Verbot der Eltern nur noch gesteigert wurde. Sie fanden Lydia Ewert wunderhübsch, Lisbeth besuchte mit ihr dieselbe Schule, sah aber in einer anderen Klassenabteilung. Aushorchen ließ sich Lydia nicht, sie beobachtete eine für ein so junges Wesen merkwürdige Zurückhaltung über ihre häuslichen Verhältnisse; nur wenn die Mitschülerinnen immer wieder von ihrem Vater sprachen, ging oft ein eigentümliches verächtliches Lächeln über des Kindes schönes, ernstes Gesicht. Die kleine Frida Settegast konnte sich nicht genug wundern, daß Vater Ewert sein eigenes Kind, ein so kluges und reizendes Mädchen, nicht leiden könne — die um anderthalb Jahre ältere Lisbeth hatte ihre eigenen Gedanken darüber, behielt die aber wohlweislich für sich. „Die Kleine“, wie diese Frida gern nannte, verstand das doch nicht!

Jetzt hingen beide Kinder über dem Treppengeländer und lauschten atemlos hinunter. Zunächst blieb alles ruhig. Es war ein stilles Haus. Im ersten Stock wohnte ein reiches kinderloses altes Ehepaar, unten der Hauswirt mit drei ältlichen Töchtern. Das oberste Stockwerk hatten ein paar Schneiderinnen, die für Fremde arbeiteten, inne; sonst befanden sich nur noch ein pensionierter Oberst mit seiner kränklichen Gattin und die Familie Settegast im Hause.

„Du, Lisbeth, heut' ist gar nichts los!“ bemerkte die kleine Frida förmlich enttäuscht — sie hatte mit angenehmem Gruseln eine gehörige Sensation erwartet.

Raum hatte sie den Mund geschlossen, als wie auf Bestellung ein Rumoren und Poltern unten losging, wie es bisher noch nie zu hören gewesen. Es klang wie ein Klüchten über Tische und Stühle, Türen wurden mit lautem Knall ins Schloß geworfen, dazwischen das wüste Gebrüll einer rauhen Männerstimme, helles Aufstreischen der Kinder — und jetzt kam es in vollem Jagen die Treppe herauf — ein feingliedriges, schlankes Mädchen mit zerzaustem Haar und schneeweißem Gesicht, die Augen wie in Todesangst weit geöffnet.

„Er schlägt mich tot — er will mich totschiessen!“ rief sie im Herauffürren. „Versteckt mich! Um Gottes willen, versteckt mich!“

Die kleine Frida sah ratlos und erschrocken drein — Lisbeth nur für einen Augenblick.

„Hier herein!“ sagte sie rasch, sagte Lydia bei der Hand und zog sie durch das kleine Vorzimmer durch das Wohnzimmer, in dem die elektrische Lampe brannte, in das Speisezimmer, dessen Tür offen stand. Beim matten Schimmer, der aus dem erleuchteten Nebenzimmer kam, gewahrte man den gedeckten Tisch, die lederen Polsterstühle, die hübsch gemalten Stillleben an den Wänden. Lisbeth drehte das elektrische Licht an, verdunkelte das Wohnzimmer und schloß resolut die Tür ab.

„So! Hierher wird wohl keiner kommen und wenn — ich mach' die Tür nicht auf! In keinem Fall!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wälder auf der Weihnachtswandererschaft.

Die Wälder wandern. Millionen von Tannenbäumen werden mobil gemacht und folgen gehorham dem Wink St. Nikolaus. Es ist die Jungtannenschar, die marschiert. Jeds, Zwölfs, Bierzehnjährige sind es, jung wie einst die Kinderkreuzfahrer, aber nicht zum Heiligen Grabe wandernd, sondern um die Wiege des Heilands zu grünen, marschieren sie, die Krippe von Bethleem.

An den Hängen und in den Tälern der Thüringer und Teutoburger Tannenwälder wird es lebendig. Alle anderen deutschen Wälder zwischen dem Böhmer- und dem Sachsenwald senden ebenfalls ihr junges Aufgebot. Waldarbeiter und Fuhrleute, Förster und Händler sind geschäftig und eifrig, um beim Abmarsch zu helfen. Auf den Stationen wird verladen und rangiert. Der Raum in den Jagons ist freilich eng und knapp. Die Bäumchen müssen schon ein wenig ihre Zweige anziehen, sich drücken und schiden. Dann rollen sie, eng aneinandergeklammert davon. Wagen auf Wagen, Zug auf Zug. Den Städten geht es entgegen, zumal den Großstädten, wo viele Kinder sehnsüchtig der Ankunft entgegenwarten. Darum müssen so viele Bäumchen die Waldheimat verlassen, denn Deutschland hat viele Städte und viele Kinder, die kein Stolz sind und keine Hoffnung.

Unterwegs auf den Straßen und Bahnhöfen winkt mancher den vorbeifahrenden Waganten zu und wundert sich über die große Wandererschaft. Vor den Schranken drängen sich die Dorfkinder, und viele möchten mit den Bäumchen nach den Städten fahren, da sie wissen, daß einmal viele schöne Sachen unter ihren Zweigen ausgebreitet sein werden, wenn sie aufgerichtet, geschmückt und mit Lichtern erleuchtet sind.

Endlich sind die Wanderbäumchen am Ziel ihrer langen Fahrt. Sie werden ausgeladen und wandern in kleinen Trupps nach den Plätzen und Straßenenden. Dort baut sich der Wald im Kleinen wieder auf. Zwar ist manches Zweiglein geknickt und verbogen, doch die jungen Tannen sind von gleichmüßiger Eleganz und ihre grüne Schönheit hat nicht gelitten. Nach und nach werden nun die schwächern schlanken Wanderbäumchen abgeholt, bearbeitet und in die Quartiere verbracht.

Oftmals macht das Abholen einiges Kopfzerbrechen, da der junge Galt doch zu seinen Quartiergebern passen muß. Deshalb hat Mutterchen einen kleinen Vers aufgeschrieben, wonach man sich, wie sie sagte, beim Abholen zu richten habe:

Nicht zu groß und nicht zu klein,
Nicht zu dick und nicht zu fein,
Ohne Knorren, Krümmen, Krüden,
Ohne Fehl und ohne Lücken,
In Ebenmaß und Rundung rein,
So soll unser Christbaum sein.

Das erste Quartier des jungen Weihnachtsgastes ist seiner Bescheidenheit entsprechend anfangs manchmal etwas klein und dunkel, auf dem Boden, unter der Treppe oder in der Ecke. Um so schöner wird er glänzen, um so heller wird er strahlen, wenn nach langen Zeiten von Mühen und Streif am heiligen Abend wieder die herrliche Weihnachtsbotschaft erklingen wird: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Die Psychologie der amerikanischen Reklame.

Von Rudolf Rothar.

Auf dem Schiffe lernte ich einen Herrn kennen. Er ist Chef eines großen Reklameunternehmens. Er drückt mir statt seiner Visitenkarte einen kleinen hübschen Bleistiftstift in die Hand von der Größe eines Daumenlindes und auf dem Ding steht gedruckt: „Sooner or later You will see Hessler“ (früher oder später werden Sie Hessler treffen). Solche Bleistiftstiftiker verleiht er im Laufe des Jahres an alle Leute, die er trifft. Und alle seine Reisenden sind damit ausgerüstet. Er verbraucht ungefähr 20–30 000 Stück im Jahr (nebenbei bemerkt: diese Bleistiftstiftiker werden in Deutschland erzeugt). Das ist amerikanische Reklame. Sie acht von dem einzelnen Gesichtspunkt aus, daß Reklame die zwangsweise Einimpfung eines Namens oder einer Vorstellung ist. Im rechten Augenblick wird der Name, wenn wir bestellen und kaufen wollen, seine Schuldigkeit tun.

Die amerikanische Gesellschaft ist von der europäischen grundverschieden. Das Hauptaugenmerk einer jeden Gesellschaft ist der Ehrgeiz ihrer Mitglieder, emporzukommen. Dieser Ehrgeiz ist nur eine Abart oder eine Verkleidung des Urtriebes aller Menschen, des Triebes nach Macht. Nur äußert sich der Ehrgeiz des Europäers darin, von Stufe zu Stufe in immer höhere Gesellschaftsstreife zu steigen. Der oberste Kreis war im alten Europa der Hofkreis. Die Zentralgesellschaft gruppierte sich um die Herrschenden. Und um in diese Zentralgesellschaft aufgenommen zu werden, mußte man Titel haben, vom Herrscher selbst gewählt und erhoben werden. In Amerika ist heute der Ehrgeiz nur finanzieller Art. Die Zentralgesellschaft öffnet sich automatisch dem Reichtum, daher ist Reichtum das einzige Mittel, emporzukommen. Der Trieb zur Macht ist hier der Trieb zum Geld. Denn Geld ist Macht. Daher die Jagd nach dem großen Vermögen. Wer aenua Ellenbogenkraft aenua Ausdauer und Zähigkeit und aenua

gute Ideen im Kopf hat, der kommt empor. Auf die gute Idee kommt es an. In Amerika wird nur der reich, der besser und schärfer denken kann als der andere. Aber eine gute Idee braucht eine gute Resonanz. Und den Resonanzboden für alle Ideen, die im Lande auf den Markt geworfen werden wollen, bietet die Reklame. Die amerikanische Reklame hat die europäische Reklame so überflügelt wie der amerikanische Luxusereiz unsere Postkutsche von anno dazumal.

Die amerikanische Reklame ist immer ganz verlässlich. Sie spricht den Kunden direkt an. Sie ist eine zwanagsweilige Unterhaltung mit dem Kunden, der schließlich den auf ihn einbaggelnden „Du kauft“ und „Du mußt“ unterliegt. Die europäische Reklame sagt von einer Zigarettenmarke: Die Zigarette ist die beste. Die amerikanische sagt: „Du mußt die Zigarette rauchen.“ Auf der Straße stehen wir in fortwährendem Kreuzfeuer von Anreden und Imperativen. Und solange schreit dir die Reklame zu „Du mußt“, bis du folgst.

Nun aber möge der verehrte Leser bedenken, daß es in Amerika Spastergänger nicht gibt. Die Entfernungen sind viel zu groß. Das Auto hat die Menschenbeine ganz verdrängt. Darum wendet sich also die Reklame an die Autofahrenden. Sie muß so groß, eindringlich und effektiv sein, daß sie dem Fahrer auffällt, wenn er vorüberfährt. Darum ist die Nachtreflamme in Amerika wichtiger als die Tagesreflamme. Und die ganze Reklamekunst Amerikas zielt jetzt in der Nachtreflamme. Je größer die Stadt desto bunter, bewarter, auffallender ist die Nachtreflamme. Auf dem mächtigen Broadway in New York blendet sie zuerst den Fremden. Hoch über den Dächern werden Worte in Flammenschrift geschrieben, werden Bilder in Flammenschriften gezeichnet, werden Feuerwerke abgebrannt, zu dem jeder die Augen erhebt. Und es gibt keinen Menschen in New York der nicht nach kurzer Zeit in seinem Unterbewußtsein die Worte mit sich herumträgt, die ihm nachts eingebrannt werden. In anderen Städten, wo das Nachtleben etwas ruhiger ist als in New York, stehen an allen Straßen riesenartige Tafeln von Kartontafeln gestützt und eingerahmt, die von Scheinwerfern auf der Erde beleuchtet werden. Reklametafeln mit Rampenlicht. Aus der Nacht springt uns ein Kolossalgemälde oder ein Kolossalbild in die Augen. Die Farbensammlungenstellung vieler Gemälde und vieler Schriften ist sehr wichtig. Die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse Farbensammlungen wirkungsvoller sind als andere. Ein padendes Bild, ein padender Text, eine padende Farbe und ein padendes Licht, das sind die vier Erfordernisse der guten Reklame. Wenn ich jetzt die Augen schließe sehe ich eine schlanke Dame im roten Badepelz vor mir, die eben mit tüchtigem Sprunge ins Wasser springt. Diese springende rote Dame habe ich hunderttausendmal gesehen in jeder Zeitung, in jeder Stadt, an allen Mauern und Reklamewänden, ja sogar auf Tausenden von Privatautos. Die Tritofirma Tanten heißt sie. — Ich werde ihren Namen nie vergessen — sieht das ausgezeichnete Bildchen an alle Autobesitzer und da das Bildchen sehr hübsch und gefällig ist, so stehen es sich viele an die hintere Glaswand des Autos. Da ich vorhin vom Rampenlicht der Reklametafeln sprach, so muß ich auch erwähnen, daß manche Haus- und Villenbesitzer des Nachts auf diese Weise ihre Fassade beleuchten. Es ist ein sehr hübscher Effekt im Straßenbild. In Los Angeles sah ich sehr viele Häuser mit säulengetragenen Vorhallen wo jede Säule ihr Rampenlicht hatte. Sogar in den Tansälen des Hotels wird diese Beleuchtung angewendet. Es ist heute ultramodisch in halb dunklen Sälen zu tanzen. Nur die Säulen, die die Decke tragen haben ein diskretes rotes Rampenlicht und die Kulisse der Musik sind erleuchtet. Die Köpfe der Tänzenden tauchen in Schatten und nur die Füße tanzen im Licht. Das ist ein sehr hübscher Effekt der auch sonst aemlich seine guten diskreten Seiten hat.

Ich hörte von allen Fachleuten, daß die Reklame bei Nacht wirkungsvoller ist, als bei Tage. Nicht nur deswegen, weil die Lichteffekte alle möglichen bei Tage erzielbaren Effekte übersteigen, sondern auch weil die Menschen bei Nacht weniger zerstreut und prädoppiert sind als bei Tage, also der Reklame mehr Aufmerksamkeit schenken können. Man gibt für Nachtreflamme ungeheure Summen aus. Manche Firma zahlt für eine einzelne Reklame oft Hunderttausende von Dollar im Jahr. Aber der Amerikaner sagt, daß eine Reklame nur dann wirkungsvoll ist, wenn man sie im großen Stil durchführt. Wer bei der Reklame sparen will, hat den Wert der Reklame überhaupt nicht begriffen.

Die Lichtreflamme ist eines der aufschlußreichsten Kapitel in der Psychologie des Amerikaners. Mit all ihrer Farbenfülle, mit ihrer Lichtverschwendung, mit ihrer imperatorischen Sprache konnte sie nur entstehen in einem Lande der Suggestibilität, in einem Lande, wo alle Menschen an Buntheit, Farbe und Licht eine kindliche Freude haben. In einem Lande, wo der Wettbewerb und der Sieg im Rekord die Grundlaage alles Emporkommens ist. Schließlich ist auch die Reklame nur eine Art des Emporkommens, ein Weg zum Erfolg und also ein Weg aufwärts in der Stufenfolge der Gesellschaft.

Das Strumpfband.

Von Peter von.

Mitten im Tansaal ereignete sich der Zwischenfall. So lange sich die jungen Herren und hübschen jungen Mädchen nach den Klängen der Musik paarweis noch drehten, fiel es niemand auf, aber am Ende des Tanzes sahen es alle.

Die Barfettfläche sprangte und unter dem großen Kronleuchter, wo es ganz besonders hell war, lag das Damenstrumpfband. Ein Damenstrumpfband aus rosa Seide mit einem feinsten Schleifen dran, ein Strumpfband, wie man es bei keiner Dame der Kleinstadt vermutet hätte.

Blötzlich lag es da.

Keiner wußte, wem es gehörte. Die jungen Herren lächelten verlegen und machten sich gegenseitig darauf aufmerksam, und die jungen Mädchen in ihren weißen Kleidern hatten rote Stirnen bekommen.

Es mußte etwas geschehen, bevor der nächste Tanz begann. Entweder die Besitzerin mußte sich melden, oder der Gegenstand allgemeiner Betrachtung mußte beseitigt werden. Unmöglich konnte ein solches Ding während des ganzen Abends mitten im Saale liegen bleiben.

Unter dem Kronleuchter.

Von allen Tischen, aus allen Ecken waren die Blicke magisch angezogen. Bis Bobby, der in der Garderobe die Handschuhe gewechselt hatte, zurückkam.

Bobby sah das Strumpfband und sagte laut: „Hallo!“

Einen Augenblick starrte!

Bobby ist eine sehr wichtige Person und wir müssen uns kurz mit ihm befassen. Bobby war nämlich an jedem Abend der Hauptheld, um den die Gedanken aller Mütter, das Interesse aller jungen Damen kreifte. Bobby war als simpler Robert vor wenigen Jahren nach Amerika gereist, wo er angeblich einen Onkel besah. Daß er ein tüchtiger Kerl war, sollte sich drüben bald herausstellen. Seine Lehrer dabei hatten ihm nicht viel angetraut. Bobby sollte sehr fleißig gewesen sein, einen guten Posten und ein Bankkonto haben. Bobby hatte sich in drei Jahren seiner Abwesenheit fabelhaft entwickelt, tippig gekleidet. Er war in die Heimat gekommen, um sich eine Frau zu suchen. Das hatte er gleich am ersten Tag jedem erzählt, der es hören wollte. Nirgends bot sich eine bessere Gelegenheit, sie zu finden, als in dem Gesellschaftsball. Was von jungen Mädchen anwesend war, war also im Geheimen, um Bobby zu gewinnen, gestartet. Was würde Bobby sagen? Das interessierte augenblicklich am meisten. Nun, Bobby sagte zuerst: „Hallo!“ Dann ging er unter den Kronleuchtern, hob das Strumpfband aus rosa Seide hoch empor und fragte, wer es verloren hatte. Das Gesellschaftsdrum trieb dem Hörsaal zu. Eine Taktlosigkeit von Bobby? Er ist entschieden! „Laut eine Matrone. „Echt amerikanisch. Als ich noch immer meine meiste, meinte Bobby: „Es muß doch jemand vermissen!“ Er hatte recht. Und da geschah das Wunderbare. Eine junge Dame, die Bobby vor den anderen bisher noch kaum beachtet hatte (es gab schönere und noch jüngere) durchquerte den Saal, aller Blicke im Nacken, streckte die Hand aus und sagte sehr freundlich: „Danke!“ — „Anerkenn!“ sagte die Matrone. „Wie kann man nur!“ Zum Glück hatte die Musik ein und suchte den Zwischenfall vergessen zu machen. Der Tanz begann von neuem. Bobby hatte die Strumpfbandbesitzerin engagiert und führte sie nach letzter New Yorker Mode. Wie taktvoll er doch ist! Bobby tanzte mit der neuen Partnerin jeden Tanz. Daß es etwas möglich ist! Bobby geleitete sie später sogar nach Hause. Sie hieß Hanna. Und die Mutter Hannas, die mit ihnen ging, trachtete Ebe Bobby nach vierzehn Tagen wieder über den großen Tisch fuhr, heiratete er. Und der Klatsch tobte in der Stadt wie nie. Da sah man's ja. Die anständigen jungen Mädchen wurden nicht beachtet. Aber die eine, die ihr Strumpfband verlor, die wurde von Amerika geheiratet. Bobby nahm Hanna zur Frau. Als das junge Paar sich in Bremerhaven einschiffte hatte, um die Himmelswochen an Bord des „Columbus“ zu verleben, fragte Hanna ihren glückstrahlenden Mann: „Sag mal, Bobby, es hat dir wohl imponiert, daß ich nicht so prüde war wie andere, und daß ich den Mut hatte, mein Eigentum zurückzugeben?“ — „Das war es eigentlich nicht“, antwortete Bobby, „wenn ich die Wahrheit sagen soll. Das Strumpfband hat mir ganz außerordentlich gefallen, und ich dachte, eine Frau, die etwas so Geschmackvolles trägt, könnte.“ — „Schade, Bobby, ich dachte, mein Mut hätte dir imponiert.“ Ich hatte nämlich das Strumpfband gar nicht verloren!“

Nachtwind.

Nachtwind fühl ich in mein Fenster gleiten,
Und das Dunkel flingt mit Wunderstimmen.
Meine Seele will die Flügel breiten,
Berne Sehnachtsberge zu erklimmen.

Wie ein Vogel leichtgefiedert schwebend,
Streift sie durch die mondendunkle Nacht.
Mit dem Wipfelwehen sich belebend,
Sind die alten Wünsche neu erwacht.

Was der Tag in sonnengold'ner Trübe
Hielt, ein strenger Wächter, lara verschlossen.
In blauumwollter Dämmertrübe
Anerkennlich vor mir ausgehoben:

Berleschäke mondgebleichter Träume,
Sternenwunder, altherbes Goldschmeide.
Nachtwind tastet durch die Dämmerträume,
Und das Herz wird leicht das taubefreite:

Trägt sein stilles, fröhliches Entbreiten
Ob der Wünsche rotverlohten Glut.
Bis die Nacht es sanfter läßt entgleiten
In des Schlafes dunkle, kühle Glut.

Heinrich Reis.

Die Kulturbedeutung der Technik.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Oltwath.

Bei Aristoteles findet sich die Äußerung, daß die Sklaverei solange dauern müsse wie die Menschheit, es sei denn, daß die Mahlsteine (mittels deren damals die Sklaven das Mehl durch Handarbeit bereiteten) sich von selbst in Bewegung setzen würden. Denn ohne Mehl können die Menschen nicht leben, und ohne Arbeit kann das Korn nicht in Mehl verwandelt werden.

Kein Geschichtsbuch schildert, wie im Laufe der Zeiten die Menschen bei dieser unentbehrlichen Arbeit zunächst durch Zugtiere, später durch Wasser und Wind und seit hundert Jahren durch die Dampfmaschine abgelöst worden sind. Das Christentum, die Religion der Liebe konnte damals zwar Herren und Sklaven vor Gott gleich machen, konnte aber die Sklaverei selbst nicht abschaffen. Das haben erst jene unbekannten Erfinder vermocht, welche die stufenweise Umwandlung des von Hand betriebenen Mahlstains (den wir noch heute im Innern von Afrika in Gebrauch sehen) in die heutige Mahlmachine bewirkt haben. Sie waren die eigentlichen Sklavenbefreier, ihnen verdankt die europäische Kultur, daß jene Geißel der Menschheit vernichtet werden konnte.

Und was für das leibliche Brot gilt, gilt auch für das geistige. Seit einigen Jahrtausenden haben einzelne ausgeszeichnete Köpfe der Menschheit die Möglichkeit des Aufstieges zu immer höherem und besserem Denken und Können erschlossen. Zunächst konnten solche Gedankenkräfte nur von Mund zu Mund übertragen werden und die Anammlung eines geistigen Kapitals aus den Beiträgen verschiedener Denker war nur durch das Gedächtnis in einzelnen Köpfen möglich. Die technische Erfindung des Schreibens vermehrte in ganz ungeheurer Weise diese Möglichkeiten, denn nunmehr konnten die Gedanken ein objektives Dasein, unabhängig vom Gedächtnis der einzelnen, gewinnen. Aber wieder ergab sich das gleiche soziale Verhältnis wie beim Mehl: nur wenige Bevorzugte konnten sich des Besitzes und Gebrauchs der Schriften erfreuen, denn ihre Herstellung von Hand, die jeweils nur ein einzelnes Exemplar ergab, war eine langsame und daher kostspielige Sache. So war das Wissen aus Gründen der technischen Notwendigkeit ein Vorzug, an dem nur wenige teil haben konnten und zwischen Wissenden und Unwissenden stellte sich während des ganzen Altertums und Mittelalters eine ähnliche soziale Kluft heraus wie zwischen Herren und Sklaven.

Wieder war es die technische Erfindung des Lettern- und Druckes, welche von Deutschland aus auch diese Schranke niederlegte und die bisherige Kultur der wenigen der ganzen Menschheit zugänglich machte. Die Reformation war ein unmittelbares Ergebnis der ungeheuren sozialen Erschlitterung, welche dieser technische Fortschritt mit sich brachte. Sie ist aber nur eines von vielen.

Daselbe Bild zeigt sich bei allen anderen technischen Fortschritten. Jeder von ihnen bedeutet die Lösung einer Aufgabe, welche bis dahin die Menschheit beengt hatte, und wirkt sich daher notwendig als sozialer Fortschritt aus. Dies beruht darauf, daß durch die Technik Hand- und Muskelarbeit stetig mehr und mehr in Kopiarbeit verwandelt wird. Je eintöniger und geisttötender eine Arbeit ist, um so leichter kann sie der Maschine übergeben werden. Was die Maschine nicht leisten kann, sind solche Aufgaben, zu deren Lösung Urteil und Nachdenken nötig ist. Demgemäß nimmt durch die technische Entwicklung notwendig das Verhältnis der Kopiarbeiter zu den Handarbeitern ständig zu, womit ebenso notwendig eine allgemeine Hebung der Lebensweise des Arbeiters verbunden ist.

Es ist heute Mode geworden, die Technik als materialistisch zu schmähen und dagegen sprachliche und ästhetische Studien als wahrhaft kulturgemäß zu empfehlen. Es kann aber nicht nachgewiesen werden, daß irgend ein erheblicher Kulturfortschritt der Menschheit durch solche Studien gebracht worden wäre, während wir der Technik immer wieder für gewisse kulturelle Fortschritte zu danken haben.

Seit sechs Jahren hat jeder Deutsche unter schwerstem und schmerzhaftem Druck gelebt. In den eben vergangenen Wochen hat zum ersten Male unter ganzem Volk wieder einmütig und froh sein dürfen. Wer hat uns dieses lang entbehrte höchste Glück geschenkt? Deutsche Technik, die auf der von unsemern unvergessenen Grafen Zeppelin geschaffenen Grundlage eine Leistung vollbracht hat, die jedem Kulturvolk Achtung abnötigt.

Natürliche Kraftquellen.

Eines der wichtigsten Bestreben der modernen Technik besteht darin, den langsam abfließenden Kohlevorrat durch Anwendung natürlicher Kraftquellen zu ersetzen. Wir haben bereits jetzt eine Reihe von Maßnahmen zu verzeichnen, welche die Nutzung der natürlichen Kraftquellen erstreben. Viel bedeutendere aber sind noch der Zukunft vorbehalten. Vor einigen Wochen erreichte ein Prozeß Aufsehen, in dem ein

Ingenieur von Unruh des Betruges beschuldigt wurde, weil er angeblich einen Apparat zur Gewinnung der Elektrizität aus der Luft konstruiert hatte. Bedeutende Gelehrte erklärten, daß dieser Apparat nicht gebaut werden könne, da er dem Gesetz von derhaltung der Kraft widerspreche. Es ist geradezu grotesk, daß eine solche Anschauung von so hervorragenden Wissenschaftlern geäußert werden konnte, und dieser Vorwand findet nur ein Gegenstück darin, daß die bedeutendsten Gelehrten gerade dieses Gesetz von derhaltung der Kraft für Unsinn erklärten als Maier es fand. In Wirklichkeit ist jedoch ein Apparat nicht nur möglich, sondern mit absoluter Sicherheit ist diese Erfindung zu erwarten, denn es wird ja nicht aus dem Nichts Elektrizität gewonnen, sondern aus der Luft, die bekanntlich sehr stark mit Elektrizität gesättigt ist. Was wir bisher nicht können, ist, diese Elektrizität an einem Punkte zu sammeln und sie in unsere Maschinen hinüber zu leiten. Aber auch dieses Hindernis wird ganz bestimmt überwunden werden, so daß man in Zukunft sicherlich mit der Luft-Elektrizität als einem ungeheuren Kraftfaktor rechnen können. Andere bereits im Prinzip als möglich festgestellte Erfindungen bestehen in der Umwandlung von Wasser in Brennstoff. Auch die Umwandlung von Sonnenlicht in motorische Kraft ist erst in den Kinderschuhen. Es gibt bekanntlich bereits mehrere Sonnenmotoren, welche das Sonnenlicht ausnützen. Einer von ihnen befindet sich in Südpaladina in Kalifornien. Es handelt sich um einen Hohlspiegel, der aus 1700 kleinen Spiegeln zusammengesetzt ist, welche die Strahlen der Sonne auffangen und so anheften sind, daß sie sämtliche Strahlen auf einen Punkt werfen. Ein Uhrwerk dreht den Spiegel genau nach der Drehung der Sonne, so daß immer derselbe Punkt erhitzt wird. Die Strahlen fallen auf einen Wasserteßel von 400 Liter Inhalt, dessen Wasser in 1/2 Stunde zum Sieden kommt. Mit dem Dampf wird ein Motor getrieben, der ein Hebewerk in Bewegung setzt. In einer Stunde werden 5600 Liter Wasser damit gehoben. Von größter Bedeutung ist aber die noch nicht gelöste Frage, wie man die Lichtstrahlen direkt in Energie verwandelt, zumal offenbar eine sehr innige Verwandtschaft zwischen dem Licht und der Elektrizität besteht. Aber auch dieses Rätsel wird von Menschennunft geklärt werden. Andere Naturquellen bieten die Wassermengen dar. Von der Benützung der Wasserfälle weiß bereits jedes Kind. Der Abfall von Schaffhausen z. B. bei dem in einer Sekunde 250 Kubikmeter 20 Meter hinabstürzen, vollbringt eine Leistung wie ein Bergwerk, aus dem täglich 145 Tonnen Kohlen gefördert werden. Auch der Reizen soll als Kraftquelle benützt werden, wenn man sich auch davon wenig versprechen kann. Dagegen hat jüngst eine Erfindung Aufsehen erregt, die Wellen des Meeres durch einen Wellenmotor nutzbar zu machen. Bei der Kraft der Wellen läßt sich schon eine recht beträchtliche Summe von Elektrizität erzeugen, wenn genügend große Aufhängevorrichtungen des Wellenschlages angebracht werden. Während die Wellen aber nur ein Gefälle der Oberfläche des Meeres sind, bedeuten Flut und Ebbe ein Aufwühlen des Meeres bis in die tiefsten Tiefen. Bei der Regelmäßigkeit, mit der die Gezeiten des Meeres vor sich gehen, ist eine Ausnutzung dieser ungeheuren Kraftmengen sehr wohl und leicht möglich. Jeder Wassertropfen macht in 8 Stunden einen Weg von 1200 Meter. Die um die Erde ständig kreisenden 2 Wellenberge und Wellentäler, welche die ungeheure Länge von je 20 000 Kilometer haben, sind der größte Reichtum an natürlicher Kraft, welchen die Menschen besitzen. Dagegen verjähren alle anderen Kraftvorräte völlig. Es bleibt nur noch der Wind zu erwähnen, über den vielfach als Kraftquelle bemerkt wird und erst in der jüngsten Zeit wieder durch das fliegende Schiff auch größeren Verkehrsmitteln zur See nutzbar gemacht wird. Der Wind ist vielleicht die stärkste Kraftquelle, die bisher von Menschen benützt worden ist.

In diesem Zusammenhang mag auch noch auf die ungeheuren Energien hingewiesen werden, welche in dem lebenden Atom enthalten sind und über die wir schon an anderer Stelle mehrfach gesprochen haben.

Die zukünftige Heizung der Wohnungen.

Daß unsere Wohnungen in nicht zu ferner Zeit im allgemeinen elektrisch geheizt werden, wird man wohl kaum bezweifeln können. Aber die Heizanlagen dürften mit unseren heutigen elektrischen Heizkörpern kaum übereinstimmen. Die Anwendung dieser Heizkörper ist sehr unwirtschaftlich und sie wird mit Recht von vielen Ingenieuren als Luxus bezeichnet. Aber die elektrische Heizung läßt sich wirtschaftlich einrichten, wenn man auf die hergebrachten Formen verzichtet und nach dem Vorbilde der alten Römer die Fußböden heizt. Wahrscheinlich wird man in Zukunft in die steinernen Fußböden Heizkörper einlegen und die Räume von unten her gleichmäßig erwärmen. In den Wohnräumen wird man dann nur einen Schalter bemerken, durch welchen die Wohnungsinhaber die Zimmerwärme nach Belieben regulieren können. Bei diesem Verfahren wird nicht nur die Luft, sondern auch der Fußboden selbst erwärmt werden, also z. B. die Steinfliesen, welche ähnlich wie die Kacheln des Meers wirken werden.